

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 28.

Grand Island, Neb., 19. Juni 1908. (Zweiter Theil.)

Nummer 43.

Der Pilger.

Von Reinhard Volker.

Durch Dorn und Dornen drang er vor,
Der Pilgrim, der den Pfad verlor.
Da steht, umleuchtet wunderbar,
Vor ihm das Glück in goldenem Haar,
Das Glück, und lächelt weich ihm zu:
„Neh' aus! Leg' ab die Wander-
schuh!“

Ein kurzer Blick, ein rascher Gruß!
Gelassen wendet er den Fuß
Und wandelt still und wandert sacht
Hinunter in die kühle Nacht,
Und trägt nur einen goldnen Strahl
Schweigend zurück in's dunkle Thal.

Das Recht des Herzens.

Stütze von Peter Berger.

Es bot sich ein hübsches Bild
Die wenigen Vorübergehenden der stillen
Villenstraße, als Frau Baurath
Petersen auf ihrer Veranda stand im
goldenen Sonnenschein. Um sie hing
es wie köstliches Spingehänge. Roth-
glühender wilder Wein. Ihre Haar-
war schneeweiß, ihr Antlitz zart,
ganz leicht gebräunt von Wald- und
Seeluft, die sie den Sommer über
reichlich genossen.
Lächelnd stand sie und blickte die
Straße hinauf.
Da kam der Briefträger.

Grüßend reichte er ihr einen Brief.
Das waren die großen lebensschaf-
lichen Schriftzüge ihrer Tochter.

Sie öffnete und las, und ihr Ant-
litz farbte sich tiefer.

Das war so ganz ihre Jna, ihre
einzige Tochter, die das heiße Tempe-
rament ihres Vaters geerbt hatte. Der
Todte stand wieder auf in ihrer Erin-
nerung. Es war ihr, als lese sie
Worte von seiner Hand geschrieben,
heiß, gluthvolle Liebesworte, wie er
sie fand, als er seiner jungen Liebe zu
ihrem Ausbruch gab.

Die Baurathin war nie die gestren-
ge Mutter, sie war stets die Vertraute,
die Beraterin, die Freundin ihres
Kindes gewesen. So blieb sie jung
im Herzen, empfand mit der Jugend,
lebte einen Frühling im Herbst.

Die Tochter schrieb: „Mein liebes
Muttchen. Eben wollte ich Dir schrei-
ben, wie lieb man hier zu mir ist, wie
man mich verwöhnt, da kam Dein
Brief mit der Nachricht, die mich ganz
unförmig macht vor Freude. Mein
Herz klopfte in Ekstase, ich schreibe
meine Gedanken fliegend zu Dir.
Muttchen, er kommt — er kommt
zu Dir, und ich bin nicht da, ich
zu empfangen, ihm in seine gelieb-
ten Augen zu sehen, seine Hand zu
drücken! Ach Mutter, sag Du ihm
doch, wie lieb ich ihn habe, so grenzen-
los, so über alles Maß. Ach, Mutt-
chen, und wir haben nichts, ihm zu
geben — nur Liebe — Liebe — Lie-
be!“

Die Baurathin seufzte schwer.
„Das Geld, ja — das Geld — das
Geld!“

In ihre Augen trat ein feuchter
Schimmer.

Der Sonnenschein auf ihrem Ant-
litz erlosch. Einen Augenblick sann sie,
dann erst las sie weiter.

Und wenn er mich nicht liebt, wer-
de ich furchtbar unglücklich sein. Des-
halb bin ich nicht da, nun er zu Dir
kommt. Wenn er nicht gekommen
wäre — so wie er es beim Abschied in
Springdorf versprochen hat — wäre
ich wahnsinnig geworden oder gestor-
ben vor Schmerz. Muttchen, Du
bist klug, sei es jetzt — gib ihm mir
doch, er soll es niemals bereuen. Ro-
sen will ich auf seinen Weg streuen —
nur Blätter, Blüten, keine Dornen.
Muttchen, Muttchen, gib ihm mir
doch.“ Ganz verwirrt legte die Baurathin
den Brief mit der leidenschaftlichen
Bitte, mit dem heißen Flehen ihres
Kindes aus dem bebenden Hand.

Wald, nach wenigen Minuten, dann
kam er.

Drinnen im traulichen Zimmer
stand der Kaffeetisch bereit, für ihn
gerichtet, den Sohn ihrer liebsten
Freundin.

Sie hörte die weiche, klagen-
de Stimme ihrer Freundin jetzt in ihrem
Ohr klingen.

„Mein ältester Sohn muß nach Geld
heirathen — er muß und will es nicht.
Seine Karriere war so theuer, seine
Brüder sollen ebenfolche Karriere ma-
chen und — und wenn — mein Mann
— sterben sollte — Gott behüte ihn
uns — dann muß er sorgen für seine
Brüder. Von meiner Wittwenpension
kann ich's nicht.“

„Aber, Liebste, noch lebt Dein
Mann in voller, rechter Manneskraft.

Er wird noch lange leben, er ist aus
dem Holz gebaut, das Neunzigjährige
brauchen.“

So hatte sie getröstet.
Aber dann sahen sich beide. Ihre
Tochter und der Sohn der Freundin.
Die Mutter selbst hatte sie zusammen-
geführt.

Wie ein Kind, ein ängstliches Kind
hielt Jna die Baurathin am Knie ge-
faßt.

„Muttchen, ich verlasse mich sicher
in ihn, und er — er soll doch eine
Reiche heirathen.“

Ganz zögernd trat Mutter und
Tochter ihm entgegen.

„Kind, Kind, du steckst mich ordent-
lich an mit deiner Angst — komm nur
— komm und sei vernünftig.“

So trafen sie sich am Strand der
Ostsee.

Mit großen, ernsten Blicken sah er
Jna an, die seinen Blick ebenso ernst
erwiderte und ganz rasch senkte. Sie
wollte ihn nicht ansehen. Sie senkte
die langen dunklen Wimpern auf die
zarten, etwas blaffen Wangen.

Leuchter erst, fremd, gingen die
beiden jungen Menschen nebeneinan-
der. Ihr Inneres war tief bewegt.

Aber dann begann Jna das etwas
peinliche Schweigen zu brechen.

In ihrer ganz einfachen, natür-
lichen Weise sprach sie alles, was sie
dachte. Ueber das Leben, die Men-
schen sprach sie. Er lauschte ihr und
hörte den leisen, bebenden Unterton
der Wehmuth, der Sehnsucht aus ihren
Worten.

Oft schlug sie auch die Augen zu
ihm auf, in kurzem, seelenvollem Blick,
dann miß sie es, in tiefem Erschrecken
seinem ernsten, suchenden, forschenden
Blick zu begegnen.

Er kannte sie auch schon seit Jah-
ren.

„Jna — Jna — immer hörte ich
diesen Namen, immer hörte ich sie prei-
sen als sonniges, lebhaftes, einfaches,
natürliches Wesen. Ich möchte sie
doch einmal sehen, diese Jna“, von
der ihr alle schwärmte.“

„Na, na — nimm dich in acht“,
warnte lächelnd sein jüngster Bruder,
„diese Jna könnte dir gefährlich wer-
den.“

Järtlich fing sich sein Blick in ih-
rem Auge, wenn sie nur kurze Sekun-
den ihn anblickte.

Was sie sprach in all' der Zeit, die
sie nun zusammenlebten, war nur ein
Echo seines Denkens, das er ihr nie-
mals verrathen hatte.

Lächelnd, strahlend zog er den
Brief, ihren Brief aus der Brust-
tasche.

„Das — das — habe ich gelesen“
— sprach er triumphirend, und sein
Auge blickte in das Ihre.

„Wir sind reich — so reich — noch
reicher, als meine Mutter es je ge-
wünscht und ersehnt hat.“

So sprach er, als die Baurathin
eintrat und beide eng umschlungen
sah.

Die Baurathin wunderte sich, wie
verkürrt ihr junger Gast plötzlich zu
ihr aufblühte.

In seinen Augen blühte Glück und
selige Freude. Ordentlich herausfor-
sachend blickte er die Baurathin an, daß
sie beschämt die Wimpern senkte, ganz
wie ihre Tochter es that.

Sie sprach von allem möglichen, nur
nicht von dem, was ihr Herz bewegte.
Sie war verwirrt wie sonst niemals.
Sie schalt mit sich, nannte sich eine
ganz schlechte, feige Mutter. Der Name
Jna zitterte nur zaghaft über ihre
Lippen.

Aber da begann es von den Lippen
Horsts zu sprudeln: Jna, Jna! In
jedem Satz ihr Name. Er fragte, er
forschte, er konnte nicht genug hören
von ihr.

Stunde um Stunde verrann.
Die beiden saßen und sprachen, und
zwischen webte der Geist Jnas.

Die Zeit der Abendmahlszeit nahte
heran.

Er verließ seinen Platz nicht. End-
lich ging die Baurathin hinaus, um
Anordnung betreffs des Abendbrotts
ihrem Mädchen zu erteilen.

Mit raschem Griff nahm Horst
den Brief auf. Es war ihm, als
könne er noch nicht gehen, als müsse
er bleiben, als wäre seine Heimath
von jetzt an hier bei ihr — ihrer Mut-
ter.

Die Baurathin gehörte nicht zu den
Müthern, die es verstehen, den Augen-
blick zu nützen und festzuhalten. Aber
dann begann sie doch, ihm die Kind-
heit und Jugendbildnisse Jnas vorzu-
führen und allerlei geflügelte Worte
von ihr zu erzählen.

Endlich, gegen zehn Uhr, zog er die
Uhr. Er erschrak über die späte
Stunde.

So rasch war ihm die Zeit noch nie-
mals vergangen.

Da plötzlich ein stürmisches Klin-
geln.

Die Baurathin erschrak. Horst
lauschte gespannt.

Da ging die Thür auf.

„Muttchen, ich hielt es nicht mehr
aus — — — ah — ah — Sie —
Sie — noch hier!“

Glühend roth, befangen, scheu,
angstvoll stand sie vor ihm.

Die Baurathin begriff, daß sie über-
flüssig war.

Die beiden hörten es nicht einmal,
als sie sagte: „Ich will den Kutscher
bezahlen.“

Lächelnd, strahlend zog er den
Brief, ihren Brief aus der Brust-
tasche.

„Das — das — habe ich gelesen“
— sprach er triumphirend, und sein
Auge blickte in das Ihre.

„Wir sind reich — so reich — noch
reicher, als meine Mutter es je ge-
wünscht und ersehnt hat.“

So sprach er, als die Baurathin
eintrat und beide eng umschlungen
sah.

Reinlichkeit und Sauberkeit bis zur
Uebertreibung ist bekanntlich eine Lei-
denschaft der Holländer; sie geht so
weit, daß sie an Fremden oft peinlich
wird. Lebenswirdiger erscheint uns
die Blumenleihe und Blumenpflege,
wornin die Holländer ihre englischen
Nachbarn noch überbieten. Einerseits
eignet sich der Boden Hollands vorzüg-
lich zur Blumenzucht, andererseits hat
der Holländer das Bestreben, sich gegen
die Eintönigkeit seiner Märchen, Hei-
den, Sumpfe und Dünen, gegen den
oft unnebelten, grauen Himmel, gegen
die matte feuchte Luft und die nasse
Erde ein fröhliches Gegengewicht zu
schaffen. Dieses erreicht er durch das
Netze, Heitere, Bunte an und in sei-
nen Wohnungen und Gärten. Wo-
durch aber könnten Haus und Garten
wohl netter, heiterer und bunter ge-
staltet werden, als durch die lieblichen
Kinder Floras, die Rosen Bloempjes?
Wenn man durch die Straßen hollän-
discher Städte geht, so grühen
überall hinter den spiegelnden Schei-
den blühende Topfpflanzen. Sie be-
scheiden sich leicht und freundlich von den
spitzenartigen Gardinenflügeln zur
Rechten und Linken ab, sowie von dem
dunklen, fast schwarz erscheinenden
Hintergrund des Zimmers. Sie be-
scheiden sich leicht und freundlich von den
spitzenartigen Gardinenflügeln zur
Rechten und Linken ab, sowie von dem
dunklen, fast schwarz erscheinenden
Hintergrund des Zimmers. Sie be-
scheiden sich leicht und freundlich von den
spitzenartigen Gardinenflügeln zur
Rechten und Linken ab, sowie von dem
dunklen, fast schwarz erscheinenden
Hintergrund des Zimmers.

rühmt. Von Ende April bis Ende
Mai scheint die ganze Stadt auf einem
bunten Kieselstein von Arosus, Ane-
monen, Aurikeln, Narzissen, Tulpen,
Hyazinthen und Nelken zu liegen. Nicht
Bunte, nein, weißläufige Felber sind
mit diesen lieblichen Blumen bestan-
den; ein würziger Wohlgeruch erfüllt
weithin die Luft. Ein großer Theil der
Gärten Europas wird von Holland,
namentlich von Haarlem aus, mit Blu-
men versehen, und es ist nicht zu leug-
nen, daß der Sinn für die Kultur der
selben von hier ausgegangen ist. Seit
dem 15. Jahrhundert ist die Haarle-
mer Hyazinthenzucht der Stolz der
Niederlande, und im 17. Jahrhundert
wurde für seltene Spielarten der Haar-
lemer Hyazinthe ein Vermögen gebo-
ten. Noch berühmter und begehrter
wurde die Haarlemer Tulpe. In den
Jahren 1636 und 1637 herrschte in
Holland ein wahres Blumenfieber; wie
jetzt in Staatspapieren und Industrie-
attien, spekulierte man damals in Blu-
men, namentlich in Tulpen. Man
verkaufte Zwiebeln, die man gar nicht
besaß, für unerhörte Summen, mit der
Bedingung, selbige dem Käufer zu ei-
nem bestimmten Termin zu liefern.
Für einen einzigen Semper Augustus
bezahlte man \$5250. Für eine andere
Zwiebel — es war die von Beeroo —
verpflichtete sich jemand folgenden zu
liefern: 2 Last Weizen, 4 Last Rog-
gen, 4 fette Ochsen, 8 Ferkel, 12
Schafe, 2 Orloff Wein, 4 Tonnen
Achtguldener, 2 Tonnen Butter,
1000 Pfund Käse, ein Bündel Kleider
und einen silbernen Becher. „Admiral
Viestenshoed“, „Admiral Enthuizen“
— dies die Namen für bestimmte Tul-
pen — brachten es zu Tausenden von
Dollars. In einer einzigen holländi-
schen Stadt sollen damals für 4 Mil-
lionen Dollars Tulpenzwiebeln ver-
kauft worden sein, und jemand genann-
t zu Amsterdam in vier Monaten \$27,500
an diesem Handel. Alle Stände wa-
ren von der Sucht, Tulpenzwiebeln zu
kaufen, ergriffen, um schnell reich zu
werden.

Für den Handel mit Tulpenzwie-
beln hatte man besondere Markttag
festgesetzt. An solchen versammelten
sich wie auf einer Börse an bestimmten
Plätzen in buntem Gemisch die Tul-
penhändler: Kaufherren, Grafen, Da-
men, Handwerker, Bauern, Schiffer,
Tagelöhner, Näherinnen, Diensthö-
ter und Kinder und tausend und vertau-
feten Tulpenzwiebeln. Fehlte einem das
Geld zum Kaufe, so trieb man Tausch-
handel.

Wunderlei Anekdoten laufen aus je-
nen Tagen um. Ein Matrose trat bei
einem Amsterdamer Kaufmann ein
und überbrachte eine Botschaft. Der
Kaufmann legte ihm eine Krone Bier
nebst einem Hering vor und ließ ihn
mit diesem Imbiß allein. Der Ma-
trose hatte gern eine Zwiebel zu dem
Hering gehabt; er sah sich in der Stube
um und entdeckte zu seiner Freude auf
der Fensterbank die begehrte Bol. Er
nahm sie, schaltete sie, schmitt sie in Schei-
ben und verzehrte sie mit dem Hering.
Da erschien der Kaufmann, sah die
Scheiben auf dem Tische, blickte nach
der Fensterbank, und schloß, da er die
Zwiebel dort nicht entdeckte, auf das
geschehene Unheil: Der Matrose hatte
eine Tulpenzwiebel verpestet, die \$200
gehoft hatte! Ein andermal steckte ein
englischer Naturforscher in einem hollän-
dischen Garten ein paar Zwiebeln
zu sich, an denen er die schädliche Wir-
ksamkeit der Tulpenstiege untersuchen
wollte; er wurde des Diebstahls be-
schuldiget und sollte einen Schadenersatz
leisten, wie wenn er Diamanten und
Perlen aus einer fürstlichen Schatz-
kammer gestohlen hätte.

Die Tulpe wurde zu jener Zeit auch
in der Industrie Mode. Alle Stoffe,
namentlich die Brabanter Spitzen,
mußten Tulpenmuster zeigen, wenn der
Verkäufer auf Absatz rechnen wollte.
Selbst auf den Blumenstil der hollän-
dischen Maler des 17. Jahrhun-
derts wirkte die Tulpe nicht selten.

Der damalige Tulpenhandel führte,
schwindelhaft wie er zum großen Theil
war, allerlei Streitigkeiten und Klä-
gerien herbei; namentlich wenn die
Käufer sich weigerten, die vorbedinge-
nen Summen zu zahlen. Da bestim-
mte die Regierung am 27. April 1637,
den Kauf der Tulpen auf dem ge-
wöhnlichen Wege, wie jede andere
Schuld, beigetrieben werden sollten.
Jetzt kürzten die unsinnigen Preise auf
einmal und man konnte nun einen
Semper Augustus für \$20 haben.
Heute ist \$4 schon sehr viel für eine
Zwiebel.

Man könnte sagen: die von ihrer
Höhe gestürzten Tulpen haben sich ge-
rächt. Der Blumenmaler Jan van
Hussum (1632—1749) malte sie. Nun
werden die Bilder schon zur Leibeit
des Malers von den ersten Fürsten und
den reichsten Liebhabern eifrig begehrt
und mit denselben hohen Preisen wie
einmal die natürlichen Tulpen bezahlt;

auch erreichen sie noch heute vor allen
ähnlichen Stillleben anderer Maler bei
weitem die höchsten Preise. Van Hus-
sum verstand es aber auch mit stau-
nenswerther Meisterhaftigkeit, den Glanz
der Tulpen, den Silberhaub der Au-
rikeln, den blinkenden Thautropfen im
Blumentelge wiederzugeben.

Nachdem sich in Holland die trant-
hafte Begeisterung für die Tulpe gelegt
hatte, wandte man sich wieder der Kul-
tur der Hyazinthe zu, und nun entstand
im Anfang des 18. Jahrhunderts eine
förmliche Sucht nach Erzeugung neuer
Hyazinthenarten. Die seltensten Exem-
plare gingen zu ungläublichen Preisen
ab, eine Sorte zum Beispiel zu \$1700.
War in einem Orte die Erzeugung ei-
ner neuen Art gelungen, so wurden die
Bewohner der Umgegend zu einem
Feste geladen, wobei der neuen Hy-
azinthe der Name gegeben wurde. Ueber-
nahm dieses Amt eine berühmte oder
gar fürstliche Person, so wurde das
Fest mit entsprechender Pracht ausge-
stattet.

Diese Begeisterung für die Blume
hat sich in Holland mit der Zeit verin-
gert; trotzdem steht die Hyazinthenkul-
tur von Haarlem immer noch in großem
Aufschwung. Den Umsatz des Haarle-
mer Blumenhandels kann man noch ge-
nauwärtig auf mehrere Millionen Dol-
lars veranschlagen.

Der Schlaf unter dem Fensterzelt.
Das sind jetzt wieder einmal die
Tage, wo der alte Ruf nach frischer
Luft mehr Anklang findet, als bisher.
Frische Luft im Hause, heißt es jetzt,
und frische Luft außer dem Hause!
Der Mensch soll soviel wie möglich im
Freien leben. Wenn das immer so
leicht auszuführen wäre; die meisten
Menschen haben nach wie vor den gan-
zen Tag lang in geschlossenen Räumen,
Schreibtischen, Fabriken, um's tägliche
Brot zu arbeiten und Nachts müssen sie
schlafen, um neue Kraft zur Arbeit zu
sammeln. Das ist kein Leben, das viel
Zeit für Aufenthalt in freier frischer
Luft gewährt. Fabrikräume und
überhaupt Arbeitsräume jeder Art
bleiben immer mehr oder weniger ge-
schlossene Räume, mag man die Fenster
und Thüren noch so weit öffnen; oft ist
es noch nicht einmal „frische“ Luft,
was da hereinströmt. Die Gesund-
heitsbehörden aller Städte machen ja
alle möglichen Anstrengungen, um den
Arbeitsräumen ein höchst mögliches
Maß von Luftigkeit zu verschaffen,
und ihre guten Lehren und Anweisu-
ngen werden auch so gut es geht befolgt.
Immer geht es aber nicht, und ebenso
wenig kann der Durchschnittsmensch
seine Wohnung so einrichten, wie es
die Gesundheitsbehörde anräth. Zu-
dem, frische Luft! Klingt ganz hübsch,
wenn man's so sagt — es sind ihrer
gar nicht so wenige — nicht so große
Anzahl von Erhältung hätten. Wie viele
Menschen schlafen Nachts bei offenem
Fenster? Viele, o ja, aber viele schlie-
ßen auch die Luftlöcher so dicht es
gehen will, weil sie Angst haben, ein
frischer Luftzug könne eine unbedeckte
Stelle des Körpers treffen und Rheu-
matismus erzeugen. Mit solchen
angstlichen Seelen haben die Gesund-
heitsbehörden ihre liebe Noth und sind
schon auf allerhand verzwickte Mittel
verfallen, um die Widerwärtigen der
frischen Nachtluft zugänglich zu ma-
chen. Eines der verwickeltesten Mittel
ist das neuerlich erfundene sog. „Fen-
sterzelt“, das von der Indianer Ge-
sundheitsbehörde empfohlen wird. Das
Ding ist ein zeltartig aufgespannter
Schlauch aus Zellstoff, der mit einer
Öffnung in Fensterrahmen aufge-
spannt und mit der andern über den
Kopf des im Bette Liegenden gezogen
wird, so daß der Kopf unter dem Zelte
im Freien liegt, während der übrige
Körper von der Luft abgeschlossen
bleibt. So kann der Schlafende frische
Luft athmen und der Körper ist vor
Jug und Rheumatismus geschützt.
Zur Sicherheit kann man auch noch
eine Schlafmütze über die Ohren und
das Gesicht ziehen, so daß bloß die Na-
senlöcher zum Athmen frei bleiben.
So, und wenn der Mensch dann noch
nicht gesund bleibt, dann ist ihm nicht
zu helfen.

Furchtbar umständlich ist die Ge-
schichte mit diesem Fensterzelt trotz oder
vielleicht gerade wegen des feierlichen
Ernstes, mit dem sie empfohlen wird.
Besonders die Schlafmütze hat im hei-
ßen Sommer, auch wenn der Kopf im
Freien liegt, wenig Anheimelndes.
Weshalb überhaupt den Körper so
ängstlich vor jedem Luftzuge hüten?
Und denkt denn die fürsorgliche Ge-
sundheitsbehörde gar nicht daran, daß
der im Warmen liegende Körper tüch-
tig schwitzen dürfte, während der fest
abgeschlossene Kopf kühl bleibt? d. h.
nur, wenn er nicht unter der Nacht-
mütze liegt. Die Indianer Gesund-
heitsbehörde scheint doch in ihrer müt-
terlichen Sorgfalt etwas über das Ziel

hinaus zu schießen. Frische kühle Luft
ist nicht nur für die Nase, sondern für
den ganzen Körper nothwendig, und
wer die genießen will, der soll ruhig bei
offenem Fenster schlafen. Er braucht
sich ja nicht gerade in den Zug zu le-
gen, aber das Schlafzimmer voll frischer,
kühler Luft wird ihm sicher bes-
ser bekommen, als das Schweißbad bei
Kopfluftschmerz; durch Nachtschweiß
wird der Körper auch nicht gerade ge-
stärkt. Das Fensterzelt dürfte wohl
kaum als eine glückliche Erfindung zu
begreifen sein.

Ein ehrlicher Funder.
Schneidermeister Glühnadel war
ein braver Mann, nur war er mächtig
knaufzig, seine Freunde nannten ihn
sogar geizig. Eines Tages hatte er für
den Herrn Warrer in D—dorf ein
neues Beinkleid fertiggestellt. Es war
ein Meisterstück seiner Kunst gewor-
den, und sorgfältig packte er es zu-
sammen und umschürte das Paket
mit Bindfaden. Schon wollte er den
Lehrbuben damit fortzuschicken, als ihm
einfiel, halt, es ist ein prachtvoller
Morgen, du gehst dich auf dein Rad
und fährst selber hin, denn der Bub
bummelt doch nur und wird vor Mit-
tag sicher nicht zurück sein. Der
Meister befestigte also das Paket un-
ter dem Sattel seines Strohrosses
und fuhr ab.

D—dorf lag etwa zwei Stunden
entfernt, und stillbergnütig radelte der
Meister seinem Ziele zu. Auf halbem
Wege begegnete ihm ein Bruder
Straubinger, der mit einem „Gut
Heil!“ den Meister um eine kleine
Gabe ansprach. Höflich lachend er-
widerte der Meister das „Gut Heil!“
gondelte aber, ohne anzuhalten, wei-
ter. „Zeit vergeuden und dem Faul-
lenzer noch obendrein Geld geben,
da wär' mir so ein Spaß.“

Es war heiß und die Chauffee
staubig, er beschloß daher im ersten
Gasthaus des Dorfes einzutreten,
sein Rad einzustellen, sich vom Staube
zu reinigen, um so dem Herrn War-
rer in würdiger Verfassung entgegen-
zutreten. Gedacht, gethan. Aber wie
erschrak er, als er, in D—dorf an-
gekommen, sein Paket vernahm. Es
war aus dem umschürten Faden
gerutscht und lag nun auf menschen-
leerer Chauffee, wenn nicht, wie ihm
plötzlich mit verdoppeltem Erschrecken
einfiel, der Handwerksbursche das
Paket als gute Preise mitgenommen
hätte. Ohne sich zu befehlen, sah
Meister Glühnadel wieder auf und
strampelte, als ob er wirklich auf
glühenden Radeln fahre, wieder zurück.
Er hatte schon fast den ganzen Weg
zurückgelegt, als er plötzlich in der
Ferne einen Mann auftauchen sah,
der ihm mit emporgehaltenem Paket
entgegengelaufen kam. Es war der-
selbe Bursche, der ihm begegnet war,
mit seinem Paket. „Es gibt also doch
noch ehrliche Menschen“, dachte der
Meister und brühte dem Handwerks-
burschen gerührt ein Marktstück in die
Hand. Dann sah er wieder auf,
nahm aber jetzt zur größeren Sicher-
heit das Paket unter den Arm und
radelte seinem Ziele wieder zu. Dies-
mal hielt er gar nicht erst beim Gast-
hause an, sondern fuhr geradewegs
zum Herrn Warrer, dem er mit einer
tiefen Verbeugung das Paket über-
reichte.

Der Warrer öffnete es sogleich.
Aber wer beschrieb das Erstaunen des
schwermüthigen Herrn und das sprach-
los Entsetzen Meister Glühnadel's?
Denn als die schüßende Hülle fiel, lag
vor ihnen ein altes abgetragenes,
gänzlich zerfetztes Kleidungsstück
— die Hose des „ehrliehen“ Handwerks-
burschen!

Verdächtig.
(Wahres Geschichtchen.)

Auf der Hochzeitsreise besuchte ich
mit meiner jungen Frau auch den
Gebirgsberg bei Regen. Raum
hatten wir den Gipfel erreicht, da
setzte ein tüchtiger Gewitterregen ein.
Wir flüchteten uns in die Wirtschaft
hinter ein Glas Röthel.

Am nächsten Tische saßen einige
Burschen, offenbar in der Umgegend
daheim. Sie flüsterten untereinander,
uns dabei fast unmerklich ansehend.

Die Wirthin verjoagen sich rasch; wir
traten hinaus auf den Balkon, die
herrliche Rundschau zu genießen. Un-
sere Tischnachbarn folgten sofort.
„Na“, redete ich sie da an, „die Herren
kennen sich hier sicher aus? Sie könn-
ten uns gewiß die Gegend erklären?“
Das thaten sie recht gerne. Meinem
Frauchen gab ich dazu den Feldstecher.
Nach kurzer Zeit erhielt ich ihn zurück
mit einem freundlichen „Danke!“

Da merkte ich, wie einer der jun-
gen Männer den Nachbarn antieff
und hörte die leisen Worte: „Du,
dies ist bei Frau net, sie hat Dankschö
g'lagt!“